Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 28

Artikel: Christian
Autor: Soland, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644901

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christian

Seine Eltern waren früh gestorben. Verwandte, denen man die Erziehung des Kindes hätte anvertrauen können, besaß er nicht. So mußte er ohne Heim in der Dorfgemeinde aufwachsen, denn ein Waisenhaus gab es in dem Landkreis nicht. Und das Kantonswaisenhaus ließ sich jeden Zögling von der Heimatgemeinde fein sauber bezahlen. Auf dem Herrengut, das der Ortschaft den Namen gab, hätte der Knabe gut Wohnstatt auch für die Dauer finden können. Doch dem stand entgegen, daß in solch' großem Haushalt wenig Zeit für die Aufmerksamkeit ist, die ein Kind, sei es wer es sei, nun einmal erheischt. So behielt den Knaben jeder Grundeigentümer im Dorf einen oder auch zwei Monate lang, bis die Kette zu Ende war und von neuem begann.

Als der Knabe Christian vierzehn Jahre alt war, hatte er diese Leiter mehrmals abgeklettert. Liebe war ihm dabei wohl niemals zuteil geworden; aber er wußte, wie jeder Bauer oder Meister seine Rute schwang. Daß er allen Dorfkindern gegenüber unrecht bekam, versteht sich von selbst. Doch er hatte in so viele Familien hineingesehen und dabei erfahren müssen, daß Recht und Unrecht im Leben der Menschen ganz unzulängliche Begriffe waren.

Schlimm wurde es aber erst mit Christian, als er die Vierzehn erreicht hatte und nun bei einem Tischler in feste Lehre sollte. Er hatte in all' den Kinderjahren sich in den verschiedensten Handwerken Fertigkeiten erworben. Keine dieser Arbeiten jedoch war ihm angenehm. Die immer gleiche Beschäftigung begann ihn zu langweilen. Und das Werk seiner Finger wurde schlecht. So kam es, daß ihn der Tischler bald an die Luft setzte. Auch die Versuche beim Schmied, Sattler und Schreiner schlugen fehl. Die Bauern wollten gleich gar nichts von ihm wissen und brachten vor, daß er Eier stehle. Und es dauerte keine zwei Jahre, als ihm alle Schlechtigkeiten und Vergehen, die in der Gegend geschehen waren, in die Schuhe geschoben wurden. Christian selbst spürte am deutlichsten, wie jetzt irgendwoher etwas Ungewöhnliches geschehen mußte. Es ging so nicht weiter. Er kannte all' die Menschen des Dorfes von innen und außen und wußte nun zu gut, daß sie alle unendlich schlechter waren als er, der sich nichts anderes vorzuwerfen hatte als ein mangelndes Interesse den Dingen gegenüber, die man von ihm verlangte. Und eines Tages erkannte er auch den Grund der Abneigung, die man ihm entgegenbrachte. Und dieser Grund war der, daß er zu schweigen verstand.

Es war einmal geschehen, um nur ein Beispiel zu erwähnen, daß der Landwirt Kunz mit seinem Fuhrwerk dem Schmied eine Gefälligkeit erwies. Als der Bauer aus dem Schmiedehof fuhr, verlor er das Versatzstück seines Wagens. Ohne dieses Versatzstück war der Wagen wenig zu gebrauchen. Doch der Bauer benötigte gerade den Wagen längere Zeit nicht. Und als diese Zeit vorüber war, hat er sich wohl ein neues Versatzstück angefertigt. Der Schmied aber, der zugesehen hatte, wie der Kunz das Versatzstück verlor, war stillschweigend auf die Straße gegangen, hatte das Versatzstück auf den Hof geholt und nicht zu Christian, der daneben stand, gesagt: „Geh', trag' das Ding zum Kunzen-Hof", — sondern er hatte es einfach in die Rollkammer gebracht und hinter alle Nagelkisten gestellt. Natürlich konnte der Schmied mit diesem Versatzstück nichts anfangen. Und er mußte doch befürchten, daß Christian, der in einigen Monaten auf den Kunzen-Hof kam, dort schwatzen würde. Aber Christian schwatzte nicht. Er tat es nie. Er wußte alles und schwieg. Und er wußte viele, viele Dinge. War es nicht genau in dem Augenblick gewesen, als Christian in der Rollkammer hinter die Nagelkisten sah, um sich mit leisem Spott am Munde zu überzeugen, ob sich das Versatzstück noch immer nach den vielen Jahren in seinem Versteck befand? Der Schmied war just in die Tür getreten und hatte das gesehen. So sind die Menschen nun! Aber durfte man es ihnen sagen? Nein, das durfte man nicht! Wenn man still war, ging noch alles am besten vorüber. —

Da ereignete sich aber an einem Sommertag abseits des Dorfes am Flußufer dieses: Der Gutsbesitzer war mit seiner Frau und dem dreijährigen Töchterchen von den Feldern heimwärts unterwegs. Dabei war das Kind Annemarie dem Fluß entlang vorausgesprungen, hatte an einer tiefen Stelle blankes Katzengold gefunden, hatte sich zu weit über das Wasser gebeugt, war vornübergefallen und ohne Laut und Kampf in den Fluten versunken. Christian, der verborgen im Gebüsch gesessen, hatte alldem zugesehen, war herbeigelaufen und hatte das Mädchen herausgezogen, das erst jetzt, als es wieder Luft in die Lungen pumpen konnte, wild zu schreien und um sich zu schlagen begann, so daß die erschreckten Eltern herzuliefen. Der Gutsbesitzer war ein kranker, leicht erregbarer Mann. Er vermeinte nichts anderes, als daß dieser Strolch, der Christian, sich an seinem Kinde vergriffen. Er gab sich gar keine Rechenschaft über seine Gedanken, ohrfeigte den Jungen und stieß ihn mit der Faust ins Kreuz.

Christian spürte ein eisiges Gefühl durch alle seine Knochen laufen. Es riß ihn jäh herum, und er schaute bohrend in die Augen des Mädchens, das plötzlich verstummt war und ihn seinerseits mit einem so wehen, verstehenden Blick ansah, der den Jungen sogleich freudig und fassungslos machte. Sprechen, aufklären konnte dieses Kind nicht, aber den redenden Blick mißverstanden die Eltern, und mit furchtbaren Drohungen trieb der Gutsbesitzer den Jungen davon.

So! Nun war er fertig — der Christian. Er hatte einem Kinde das Leben gerettet und war dafür geschlagen worden. Stundenlang strich er durch die Felder und überlegte eine große Rechtfertigungsrede. Aber die Rede wollte gar nicht zustandekommen. Wer würde ihn anhören, wer würde ihm glauben? Würde die dreijährige Annemarie für ihn eintreten können. Freilich, das Mädchen wußte ja, daß die Eltern im Unrecht waren. Konnte es aber wissen, daß es vor dem Tode gestanden, und was Tod überhaupt war?

Als die Abendnebel sanken, war Christian von einer gewaltigen Hoffnungslosigkeit allen Menschen gegenüber erfüllt. Er mußte fort, fort, immer weiter, weiter fort! Es gab kein Recht für Kinder, die elternlos waren und Christian hießen. Er war ausgestoßen, jeder mied ihn, sagte ihm Schlechtes nach, verdächtigte ihn schwerer Taten und schlug ihn, weil er Gutes tat.

Und er ging in die Nacht hinein. Bis er zusammenbrechen würde, wollte er gehen. Und wollte wieder gehen, immerzu gehen. Vielleicht, daß es dennoch irgendwo andere, lichtere Menschen gab ...

Im Dorfe atmete man auf. Niemand hatte ihn vermißt ...

Doch! — Eines Tages! — Vielleicht fünfzehn Jahre später! Da hatte Fräulein Annemarie vom Gute eines Morgens die Mutter bei der Hand gefaßt und sie gebeten, mit an das Flußufer zu kommen. Sie hätte in der Nacht eine plötzliche Erinnerung gehabt, die bis in ihre früheste Kindheit zurückreichte. Ihr Vater, der Gutsbesitzer, lag seit langen Jahren gelähmt im Bett und mußte jeden Tag mit Spiritus abgerieben werden.

Fräulein Annemarie führte die Mutter genau an die Stelle, wo sie vor fünfzehn Jahren das Erlebnis gehabt hatte, das ihr in dieser Nacht zwischen Traum und Wachen deutlicher geworden war.

„Was ist hier einmal geschehen?" fragte Annemarie die Mutter mit starkem Nachdruck.

Diese sah ihre Tochter mit besorgtem Zweifel an, zuckte die Schultern. „Wie soll ich das wohl wissen, Kind! Was meinst du denn?"

„Hier habt ihr einmal, als ich noch ganz klein war, einen großen Jungen geschlagen!"

„So!" rief die Mutter, und erinnerte sich nun ebenfalls mit leisem Kopfschütteln. „Ja! Das war — das war — der verdorbene Bengel, der — der — nun, wie hieß er schon — Christian, richtig! Ins Wasser hat er dich gestoßen. Papa wollte ihn dafür in die Anstalt bringen. Da war der Strolch aber verschwunden."

Annemarie starrte wie versteinert in den Fluß. Dann begann sie leise wie im Schmerz den Kopf hin und her zu wiegen. Und nach langem Schweigen rang sie mühsam und dumpf kleine Sätze hervor.

„Schwere Sünde habt ihr auf euch geladen! Niemand hatte mich gestoßen. Bin hineingefallen. Der, den ihr geschlagen habt, hat mir das Leben gerettet."

Die Mutter war peinlich berührt, und zweifelte an der Echtheit dieser Erinnerung. Als ihre Tochter aber immer deutlicher wurde, und von dem bohrenden Blick des Jungen zu sprechen begann, flogen graue Schatten über das Gesicht der alternden Frau. Sie entsetzte sich abwehrend, wie Annemarie die Lähmung des Vaters mit diesem Irrtum in Verbindung brachte. Ja — die Lähmung hatte damals, kurz nach dem Ereignis, begonnen, und war gerade von der rechten Hand ausgegangen, von der Hand, die im Zorn den Lebensretter geschlagen hatte.

Und das Fräulein Annemarie vom Gute zwang die Mutter, sie durchs ganze Dorf zu allen Leuten zu begleiten, und fragte überall, was der Christian damals Schlechtes begangen habe. Aber niemand wußte etwas Schlimmes zu berichten. Im Gegenteil, es schien hier und da zu Gewissensbissen gekommen zu sein. Das Alter macht nachdenklich und scharfsichtig. Lob und Preis über Christian wurden immer vernehmlicher. Und der Schmied spuckte in die Hände: „Ein Tausendsassa! Ein feiner Kerl, der Christian. Bloß, er mischte sich gern in Dinge, die ihn nichts angingen." Dabei sah der Graukopf prüfend nach der Rollkammer hinüber und ließ irgend eine kleine Sorge über die Runzeln laufen.

Annemarie erlebte in ihrer Brust einen Triumph; aber dieser war unendlich weh und bitter. Und Mutter und Tochter vereinbarten, Väterchen von diesem allem nichts zu berichten.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß leider gesagt werden, daß diese Geschichte zwei ganz verschiedene Abschlüsse hat.

Eines Tages kam ein fremder, schöner Mann im trefflichsten Alter ins Dorf. Er begegnete der Fräulein Annemarie. Und die beiden gingen als prächtiges Paar miteinander spazieren. Sie sind Eheleute geworden. Und Annemarie bekam als Familiennamen einen recht fremden, ausländischen Namen. Christian hieß der Mann nicht. Und doch war man im ganzen Dorfe der festen Überzeugung, daß der neue Gutsbesitzer, der Gatte von Annemarie, kein anderer als Christian, der verschollene Christian sei. Man glaubte diese Legende umso stärker, als die Magd der Frau Annemarie zu berichten wußte, daß der Herr am linken Fuß ein daumengroßes Muttermal trug. Und eben solch ein Muttermal, das wußten die vielerlei Pflegemütter jenes Knaben ganz genau, hatte der Christian bestimmt gehabt.

Doch weder Annemarie noch der Herr äußerten sich jemals zu diesen Gerüchten, die auch ihnen zu Ohren kamen. Und das Muttermal des Herrn bekam auch niemand wieder zu sehen. Die Eltern Annemaries waren in ein entferntes Bad gezogen, wo es dem alten Gutsbesitzer besser ging und er auch wieder seine Arme und Beine bewegen konnte. Die Lähmung war zuerst von der rechten Hand gewichen, durfte die Mutter ihrer Tochter hocherfreut schreiben. Doch der Fremde im Dorfe war bei den Leuten kein anderer als Christian.

Einzig der Schmied schien es besser zu wissen. Er erzählte von einem müden Wanderer, der eines Tages durch den Ort geschlendert sei. Vom Kirchhof her sei er gekommen. Und er habe überall so merkwürdig auf die Höfe gesehen, als wollte er sich erinnern. Auch auf den Schmiedhof sei er gegangen. Der Schmied hat hinter der Gardine gestanden. Und der müde Wanderer habe mit solch sonderbarem Lächeln nach der Rollkammer geschielt und sei wirklich eingetreten und kopfschüttelnd herausgekommen und weggegangen.

„Das war der Christian, sag' ich euch", schloß der Schmied jedesmal seinen Bericht. „Er hatte so eine Art, sich um Sachen zu kümmern, die ihn einen Dreck angingen."

Und diese Lesart ist stark glaubwürdig. Leider ist der Schmied inzwischen verstorben. Und es kann daher nicht mehr festgestellt werden, ob der alte Mann in dem müden Wanderer nicht den Verfasser dieser Aufzeichnung gesehen hat, der von dem Versatzstück in der Rollkammer des Schmiedes auch Kenntnis hatte.

Hermann Soland.

Der Fischfang

Von Emanuel Riggenbach

„Well", sagte Coray, „ich komme!" und verschwand mit ein paar langen Sätzen im Hoteleingang.

„Er ist doch sehr sympathisch, dieser Amerikaschweizer", vernahm ich da eine Stimme hinter mir, und wie ich mich umdrehe, kommt Fräulein Wespi auf mich zu. Sie sieht gut aus in ihrem sportlichen Kleid und den festen Bergschuhen, denn alle Gäste in diesem kleinen Berghotel treiben natürlich Sport, oder ziehen sich so an, daß man es meinen könnte.

„Wo wollen Sie denn hin mit Ihrer Angelrute?" frägt sie lachend, da ich erstaunt über ihr plötzliches Erscheinen und das offensichtliche Interesse, das sie für Coray zeigte, nicht so rasch zu Worte kam. „Im hintern See gehen wir fischen, Coray und ich", war mein Bescheid mit einer fast beleidigenden Hervorhebung der letzten Worte. Ja, es war mir gar nicht daran gelegen, höflich zu sein, auch wenn dieses Fräulein Wespi noch so hübsch war, wollte ich ihr doch nicht den Gefallen tun, sie etwa zum Mitkommen einzuladen. Sie fand ja Coray so sympathisch, daß ich als gewöhnlicher Sterblicher, der nicht in Amerika aufgewachsen war, keine Aussicht auf Interesse hatte.

Da trat Coray aus der Tür in Knickerbocker, englischer Mütze und einer geraden, langen Pfeife im Mundwinkel. Er sah schlank und rassig aus, wie er mit seinen Angelgeräten auf uns zu kam. Sein Lächeln, das ihm um die Lippen spielte, als er uns wartend zusammenstehen sah, legte zwei Reihen tadelloser Zähne frei und gab ihm einen so beneidenswert anziehenden Ausdruck, daß ich das Schlimmste befürchtete. Und wenn ich mir auch die Lage blitzschnell überlegte, so war ich doch schon zu spät, denn Fräulein Wespi fragte Coray gleich nach dem Gruß, ob sie auch mitkommen dürfe, sie habe noch nie einen Fisch an der Angel zappeln gesehen. Da war der Schuß heraus, den ich befürchtete und ich sah Coray fest in die Augen. Ich glaubte darin ein verräterisches Glänzen wahrzunehmen und darum ließ ich ihn auch gar nicht erst zu Worte kommen.

„Hm", sagte ich, „das ist gar nicht so interessant, so ein Fisch an der Angel. Das muß mit viel Geduld erkauft werden. Können Sie stundenlang dastehen ohne ein Wort zu sprechen? Ja, das müssen Sie schon, sonst beißt sicher kein Fisch an."

Fortsetzung auf Seite 697